

Gotische Bauzeit im 14. und 15. Jahrhundert

Objektyp: **Chapter**

Zeitschrift: **Neujahrsblatt / Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigem**

Band (Jahr): **144 (1966)**

PDF erstellt am: **16.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die auf den Höhen westlich von Wintersingen gelegenen kleinen Gemeinden *Nußhof* und *Hersberg* sind beides Beispiele für Ansiedelungen, die erst im späteren Mittelalter entstanden sind, ähnlich Schönenbuch bei Allschwil oder Liedertswil bei Onoldswil (Oberdorf). Im 14. Jahrhundert gehörten Nußhof und Hersberg mit Grund und Boden dem nördlich davon gelegenen Kloster *Olsberg*, das als Zisterzienserniederlassung am Ende des 11. Jahrhunderts gegründet wurde. Da die Adeligen der weiten Umgebung hier ihre Töchter versorgten, wurde die geistliche Stiftung auch von diesen Familien mit reichen Gütern beschenkt, was wiederum auf den baulichen Zustand der dem Kloster gehörenden Orte und auf die zu diesen führenden Wege eine Rückwirkung ausübte. Noch heute steht ja am oberen Ende des Dörfleins Hersberg der sogenannte «Olsbergerhof» als Zeichen dafür, daß hier die Ansiedelung ihren Ursprung nahm.

Wir sind am Ende unserer Wanderung durch das Baselbiet. Die ganze weitere Entwicklung bis heute können wir nur verstehen, wenn wir den alten Gegebenheiten an Lage und Verbindungen der Orte untereinander nachgegangen sind. Jede Zeit baut auf der früheren auf und kann nicht ohne die Vergangenheit gedeutet werden und ohne diese sein.

VIII. Gotische Bauzeit im 14. und 15. Jahrhundert

Nachdem wir uns über den Bestand an Siedelungen im Gebiet von Schönenbuch bis Anwil, vom Belchen bis zum Rhein ein Bild gemacht haben, können wir uns erst richtig das weitere Wachstum vorstellen. Daß die Burgen auf den Anhöhen aus Stein erbaut waren und wie sie aussahen, darüber läßt sich mit Hilfe der erhalten gebliebenen Reste eine einigermaßen lebendige Anschauung gewinnen. Schwerer ist es schon, sich das Aussehen der Bauerndörfer und auch der Städtchen im 14. und 15. Jahrhundert vorzustellen, da die Ortschaften bis zum Aufkommen der ersten zeichnerischen Darstellungen manche Wandlungen erlebten. Es muß im Mittelalter weit mehr in Holz gebaut worden sein, als uns dies heute bewußt ist. Nur in ganz wenigen Beispielen haben sich Häuser der Bauern und der Bürger erhalten, von denen wir sagen können: Das ist der Urtypus unserer Wohnbauten!

Ein gutes Beispiel eines Städtchens ältesten Aussehens mag Werdenberg im St. Gallischen Rheintal sein. Da sieht man noch, wie die hölzernen Bauten auf die steinerne Ringmauer aufgesetzt waren. Aber weitere Beispiele sind rar, weil das Holz an den meisten Orten dem Feuer und der Witterung zum Opfer fiel und später durch Stein ersetzt wurde.

Auch im Baselbiet finden wir deshalb nur wenig, was uns die Bauformen des ausgehenden Mittelalters vor Augen führt. Der Bau von neuen Burgen auf den Anhöhen hatte schon in der Mitte des 14. Jahrhunderts aufgehört, weil die Erfindung des Schießpulvers eine Veränderung der ganzen Sicherungsweise herbeigeführt hatte. Zudem war das Erdbeben, das nach einigen Vorbeben am Lukastage von 1356 den Jura erschütterte, ein derart folgenschweres Naturereignis, daß der Adel, als Bauherr des ganzen Burgwesens, sich sparsamer als bisher erwies. Auch politisch änderte sich manches; neue Wirtschaftsformen förderten den Aufstieg der Städte und verlangten ein anderes Verwaltungswesen, das nicht unbedingt nur an die Burgen geknüpft werden konnte. Die geschichtliche Entwicklung zeigte dies deutlich. Wir können nicht alles erklären, was an territorialen Veränderungen geschah. Eine Tatsache spricht vor allen: der Kauf der Herrschaften Liestal, Waldenburg und Homburg im Jahre 1400 durch die Stadt Basel und der Beginn der städtischen Rechte über große Gebiete im Ergolzthal und an den Jurapässen.

Daß dies auch bauliche Folgen hatte, ist klar. Man kann sich vorstellen, daß in verschiedenen Ortschaften, vorab in jenen, durch die der Verkehr ging, mancher Bau unternommen wurde. Es waren ja auch die Herrengeschlechter, die sich in den Städten ihre Häuser erbauten, nachdem ihnen die Burgen nicht das behagliche Leben boten, das bei den Bewohnern städtischer Gemeinwesen mehr und mehr üblich wurde. So ist es nicht von ungefähr, wenn die Herren von Eptingen nach dem Erdbeben von 1356, das ihnen die *Burg Madeln* oberhalb Pratteln in Trümmer legte, nicht mehr an die Instandstellung der Feste hoch auf dem Adlerberg dachten, sondern ein Neues unternahmen, nämlich den Bau eines Weiherhauses am Nordrande des Dorfes *Pratteln*. Dieses bot durch den umgebenden Wassergraben wohl auch einigen Schutz, doch nicht für ernsthafte Kriege, dafür aber mehr Nähe der Mitmenschen, der Wege.

So ist es auch denkbar, daß der «*Freibhof*» in *Liestal*, der die westliche untere Stadtecke einnahm, erst kurz vor 1400 seinen eigentlichen Ausbau erfuhr. Eine Stadterweiterung an dieser Stelle bot Anlaß dazu. Zudem wohnten die Herren von Eptingen aus dem Zweige, der auf Bischofstein saß, lieber in Liestal, wo sie bereits 1347 ein Seßlehen innehatten, als oben auf dem von den Ortschaften weit entfernten Bergschloß, das im Erdbeben von 1356 hart mitgenommen wurde. Die Schlösser im Tal waren leichter instand zu halten, die Handwerker leichter zu bekommen und man sah auch täglich etwas, wenn man hier zu den Fenstern hinausschaute. Endlich war es leichter für die der Kirche recht anhänglichen Adelsfrauen, der Messe in den Dorfkirchen und in der Liestaler Stadtkirche beizuwohnen.

Daß am Ende des 14. Jahrhunderts und durch das ganze fünfzehnte hindurch die Bautätigkeit an den Gotteshäusern anhielt, ist durch viele Beispiele erwiesen. Sie wurden eben aus Stein errichtet, der eine lange Lebensdauer besaß. So sehen wir in *Liestal*, daß auf die verschiedenen Bauwerke der fränkischen, romanischen und frühgotischen Periode eine weitere Veränderung des städtischen Gotteshauses erfolgte, die diesem zu einem stattlichen Turm an der Westseite verhalf. Dieser Turm besaß ein für unsere Gegend charakteristisches Satteldach, einen «Käsbissen», wie ihn das erste heute noch vorhandene Bild einer Baselbieter Ortschaft zeigt. Es ist dies jener Holzschnitt in der Chronik von Johannes Stumpf, den vermutlich mit zahlreichen weiteren Illustrationen des Werks der Zürcher Maler Hans Asper (1499–1571) schuf. Auch im Innern der Liestaler Kirche muß damals manches verbessert und verschönert worden sein, wie Reste eines Gewölbes beweisen, ferner Trümmer von Grabplatten, die zu Tischgräbern der in Liestal beheimateten Adelsgeschlechter gehören.

Die Erneuerung der Burgen

Als der Rat von Basel im Jahre 1400 die Herrschaften Liestal, Waldenburg und Homburg erwarb, da lag es ihm daran, daß die zu diesen Taltschaften gehörenden Burgen richtig instandgesetzt wurden. Auch die Stadtbefestigung von *Liestal* muß damals eine Überholung ihres Bestandes erlebt haben. Die früheren Besitzer der Stadt, die Bischöfe von Basel, welche die Froburger Grafen abgelöst hatten, befanden sich in steten Geldnöten, so daß sie die Liestaler Ringmauern und Türme nur schlecht unterhielten. So war es notwendig, daß die Ratsherren Basels eine größere Summe aus ihrem Stadtsäckel springen lassen mußten, wenn die Umwehrung allen Gefahren gewachsen sein sollte. Die Ringmauer mitsamt dem Wehrgang erfuhr eine große Verbesserung; es wurden auch Erker an verschiedenen Orten angebracht. Im Jahre 1416 wird auch ein «zwingolf» erwähnt, d. h. ein Zwinger, der sich an der meistgefährdeten Stelle mit einer Vormauer vor den eigentlichen Bering der Stadt legte. Die Instandstellung der Ringmauer benötigte mehrere Jahre und zog sich von 1408 bis 1414 hin. Die Liestaler konnten die Ausgaben nicht allein bestreiten, Basel schoß manche Summe zu. Im Jahre 1427 erlebte das Obertor eine Erneuerung; verschiedene Meister arbeiteten mit ihren Knechten daran. Vielleicht daß damals eine Erhöhung des Turmes stattfand. Dem Obertor wurde immer besondere Sorgfalt zugewendet, weil es die am meisten gefährdete Seite gegen den «Burg»-Hügel decken mußte. Das «Untere Tor» stand weit günstiger über dem tiefen

Graben des Orisbachs und wurde offenbar mit der übrigen Ringmauer nach 1408 verbessert. Es brauchte hier kein so hohes Bauwerk wie am oberen Ende der Stadt. Wann der sogenannte *Wasserturm* an der Südwestecke der Stadt errichtet wurde, ist schwer zu sagen. An den Kanten besaß das markante Bauwerk mächtige Buckelquader, die auf ein stattliches Alter wiesen. Doch die breite Schießscharte, die gegen die Angriffsseite dräute, läßt auf eine Entstehung am Ende des 15. Jahrhunderts schließen, was auch seine vorspringende Stellung im Mauerring tut. Der «Wasserturm» hatte den Einfluß des Stadtbaches zu bewachen, einer wichtigen Wasserrinne, die etwa 600 m oberhalb der Stadt vom Orisbach abgeleitet wurde. Während der Turm leider durch Unverstand 1897 der Spitzhacke zum Opfer fallen mußte, hat sich das Stadtbächlein noch erhalten. Draußen beim Schwieriweg führt ein Fußweg an ihm aufwärts zum kleinen Wehr, das ihn aus dem Bach in die Stadt zu laufen zwingt.

In der unteren Stadt wurde sodann 1438 der «Neue Turm» erbaut, der später «Costenzerturm» hieß und an der Nordwestecke der Stadt beim «Freihof» stand. Hier muß die Mauer in eben jener Zeit weiter hinausgeschoben worden sein, so daß der alte «Sinwelenturm» abgebrochen wurde; die Steine mögen am neuen Bauwerk Verwendung gefunden haben.

Auch in den Burgen, welche die Stadt Basel 1400 mit den Herrschaftsrechten erworben hatte, auf Waldenburg und auf Homburg, muß manches erneuerungsbedürftig gewesen sein. Die Ratsherren setzten ihre Ehre drein, die Wehrbauten, welche die beiden Hauensteinpässe auf deren Nordseite überwachten, so trefflich instandzustellen und zu halten, daß die adeligen Nachbarn zu merken bekamen, wie gut man in den Städten an Handel und Gewerbe verdiente. Die Stadtbürger, welche als Vögte auf diese Schlösser gesandt wurden, wollten zudem so gut wohnen wie es in der Stadt Gewohnheit geworden war.

So wuchsen die Burgen vom ältesten Teil hoch auf dem Felsgrat ein Stück weit den Flügen nach abwärts, mit Höfen, Wohn- und Ökonomiebauten. Von 1432 bis 1439 wurde an der Waldenburg eifrig gebaut und damals auch die Mauer, welche die Burg mit dem darunterliegenden Städtlein verband, neu errichtet, um die Sperrfeste in der Talenge vollkommen zu machen. 1442, als ein Blitzstrahl die Waldenburg beschädigte, mußten weitere Bauarbeiten durchgeführt werden. Die Stadt Basel war gezwungen, gerade die Waldenburg in bestem Stand zu halten, denn die Solothurner waren darauf aus, die Feste am Oberen Hauenstein mit List und Tücke für sich zu gewinnen. Auch der nachfolgende Krieg gegen Österreich und die Armagnaken zwang Basel, seine Burgen mit Kriegern, Waffen und Mauern gut auszustatten. Das Gleiche wie von Waldenburg ist auch von der Hom-

burg zu sagen. Als im Jahre 1435 Balthasar Schilling auf Homburg Vogt geworden war, begann er mit großen Ausbesserungen der Burgbauten. Das Geld für alle diese kostspieligen Bauarbeiten wurde durch ein von den Kaufleuten und anderen Passanten gefordertes Brücken- oder Weggeld an verschiedenen Orten der Basler Herrschaft aufgebracht; zu dieser Steuererhebung hatte König Sigmund 1431 selber die Bewilligung gegeben.

Als im August 1461 die Stadt Basel die Herrschaft *Farnsburg* mitsamt der Landgrafschaft im Sisgau von dem verarmten Thomas von Falkenstein erwarb, da ging sie auch hier sogleich an die baulichen Aufgaben, die ihr bei dieser Feste gestellt wurden. Gleichzeitig mit der Wahl des ersten Landvogtes, Peter Offenburg, begannen laut Wochenausgabebuch der Stadt die Auslagen für die Instandstellung der Burg. Bezeichnend ist, daß als erstes der Backofen an die Reihe kam. Dann wurden die Fenster «geplezt», dann die «fenlyn» gemalt, d.h. mit dem Baselstab versehen, dann die Fallbrücke neu geschaffen. Und schließlich hatte auch der bekannte Steinmetzmeister Jakob Sarbach auf der Burg zu tun. Natürlich wurde die Bergfeste auch mit dem notwendigen Geschütz und zahlreichen Waffen versehen.

Fortan war die Stadt um den guten baulichen Bestand der Farnsburg besorgt. In Zeiten besonderer Gefahr, so im Verlauf des Burgunderkriegs, mehrten sich begreiflicherweise die Auslagen für die Burgen, aber auch sonst wurden in den Wochenausgabebüchern Summen für Farnsburg vermerkt, so von 1483 bis 1485, wo die Fallbrücke wieder überholt und ein Ofen angeschafft wurde, der – der Summe nach zu schließen – ein kunstvoll ausgestattetes Werkstück gewesen sein muß.

Von anderen Burgen im Baslerischen Jura ist weniger zu sagen. Die Adelsherren, welche bis ins 15. Jahrhundert hinein im Besitz von Schlössern mit zugehörigen Herrschaften verblieben waren, hatten Mühe, sich wirtschaftlich zu halten. Die Bürger der Stadt Basel verdienten mit Handwerk und Handel weit mehr als sie, und nach und nach ging deshalb Dorf um Dorf an die Städte über, denn auch Solothurn wagte sich ungeniert über die höchsten Juraketten hinweg ins Baslerische Nachbargebiet hinüber und erwarb von den verarmenden Adeligen, was nur zu haben war. Die Aarestadt verstand es dabei besser als Basel, sich mit den Schloßherren freundschaftlich zu stellen. So gingen die Basler mit den Grafen von Tierstein recht seltsam um, so daß diese den Anschluß an Solothurn suchten und fanden. Im Jahre 1478 stellte sich deshalb Graf Oswald von Tierstein mit allen seinen Burgen, vorab mit dem Basel eng benachbarten Pfeffingen, unter das Protektorat Solothurns, und als Solothurn 1481 mit den Eidgenossen in den «Ewigen Bund» trat, wurde ihm bei dieser Gelegenheit der Besitz im

Jura garantiert, was bewirkte, daß sich die Stadt noch weiter in jene Gegenden auszustrecken versuchte, und dies mit Erfolg. Am 18. November 1485 erwarb sie von Ritter Bernhard von Efringen, einem gebürtigen Basler, Burg und Herrschaft *Dorneck*, ein Geschehnis, das der Stadt Basel für immer in nächster Nähe einen Riegel vor eine wichtige Türe schob. Solothurn begann bald, die Burg Dorneck zu einer stattlichen Landesfestung auszubauen, die – mit dem letzten Bollwerk noch unvollendet – bereits im Jahre 1499, im Schwabenkrieg, ihre wichtige Rolle als Sicherung der Eidgenossen gegen das Elsaß zu spielen begann.

Die der Stadt etwas näher als Dorneck gelegene Burg *Birseck* gehörte dem Bischof von Basel. Die zugehörigen Dörfer im Birs- und Leimental hatte Basel wohl auch gelegentlich zu erwerben gehofft; doch Bischof und Domkapitel hielten an diesem Gebiet fest, weil es ihnen die Verbindung mit der Stadt und dem deutschen Reich gewährleistete, besonders auch nach dem Eintritt Basels in den Bund der Eidgenossen 1501. Am Ende des 15. Jahrhunderts besaß die Burg Birseck fast den gleichen baulichen Bestand wie geraume Zeit später. Nur an der Westseite muß sich anstelle der späteren Kapelle ein Zwinger zu einer Toranlage befunden haben. Dies zeigt der Holzschnitt eines Unbekannten, der die Schlacht von Dornach 1499 darstellt, recht deutlich. Der Wohnbau gegen Süden muß dann zu Beginn des 16. Jahrhunderts um ein Geschoß und ein mächtiges Dach mit Ecktürmchen erhöht worden sein.

Auf dem gleichen Holzschnitt von 1499 sind auch die Burgen Dorneck und Reichenstein abgebildet. Bei der ersten sieht man, daß das mächtige Bollwerk, das den Hauptzugang zu schützen hatte, eben vor der Vollendung stand. *Reichenstein* dagegen wird uns als Ruine dargestellt. Die Basler Familie Reich, welche, seit alters begütert, im Dienste des Bischofs hochgekommen und dem Adel beigesellt worden war, hatte offenbar an dieser ihrer ersten Burg kein Interesse mehr und ließ sie zerfallen. Der Holzschnitt zeigt den zerfallenden Wohnturm im oberen Teil als Nest wilder Vögel, nur der Torbau scheint noch einigermaßen intakt.

Die der Stadt Basel am nächsten stehende Burg war *Münchenstein*. Sie krönte das Städtchen. Das vielfältige Bauwerk muß auch im 15. Jahrhundert um manches Gebäude vermehrt worden sein. Basel hatte schon lange gehofft, in den Besitz der Herrschaft zu gelangen, doch auch Solothurn bewarb sich darum, und es brauchte für Basel manche Anstrengung, bis endlich 1515 die Dörfer Münchenstein und MuttENZ mit zugehörigen Burgen in ihren endgültigen Besitz übergingen. Und erst jetzt, nachdem ein baslerischer Landvogt ins Schloß eingezogen war, erhielt dieses durch eine große Erneuerung das Aussehen, welches es bis ans Ende der alten Zeit beibehielt.

Die drei Burgen auf dem *Wartenberg* waren am Ende des 15. Jahrhunderts dem Zerfall preisgegeben. Jedenfalls konnte die Stadt, welche sie um 1515 erwarb, nichts mehr damit anfangen, obgleich sich die Vordere Burg sicher hätte zu einer günstig gelegenen Landesfestung ausbauen lassen. Aber Basel scheute die Kosten, kam ihm doch schon der Unterhalt der Stadtmauer und deren zeitgemäßer Ausbau zu teuer vor.

Eine Befestigung, die noch dem späten 14. oder dem Anfang des 15. Jahrhunderts angehört, finden wir mitten im Dorfe *Muttensz*, wo die Besitzer der Herrschaft, die Herren Münch von Münchenstein, die aus der romani-schen Zeit stammende Pfarrkirche mit einer hohen Mauer umgaben und die Zugänge an der Nord- und Südseite mit schützenden Türmen versahen. Daß diese Kirchenburg in solch vorzüglicher Weise bis heute erhalten blieb, ist ein kleines Wunder. Einzig der Dorfbach, der sie in zwei Armen umfloß, ist seit einigen Jahrzehnten zugedeckt.

Es ließen sich noch einige Burgen und Schlösser aufzählen, die sich im späten Mittelalter kleine Umbauten gefallen ließen, so etwa die Weiherhäuser von Benken, Therwil, Bottmingen und Binningen, sowie das von Pratteln. Aber da die Zeit der Burgen sich langsam ihrem Ende zuneigte, gab es keine neuen derartigen Bauwerke mehr. Die Steinbauweise jener Zeit wurde in den zahlreichen Kirchenbauten des 15. Jahrhunderts weit deutlicher und hat sich auch als sichtbares Zeugnis jener Epoche bis auf den heutigen Tag erhalten. Was sich nicht erhielt, ist der damalige Zustand der Bauernhäuser jener Zeit. Erst im 17. Jahrhundert tauchen die ersten Darstellungen unserer Ortschaften auf, die uns ein richtiges Bild der Bauweise geben.

Neue oder erweiterte Gotteshäuser

Nun wollen wir uns mit den Gotteshäusern unserer Landschaft befassen, die in der Zeit zwischen dem Erdbeben von Basel 1356 und dem Ereignis der Reformation neu entstanden sind oder eine heute noch deutlich sichtbare bauliche Veränderung erlebt haben.

Das kirchliche Leben war im 15. Jahrhundert auf vielfache Art sichtbar geworden. Dem Äußern wendete sich der Gottesdienst überhaupt zu, zum großen Nachteil des inneren Gehaltes. Wunderglauben, Wallfahrten, Reliquien, farbenprächtige Prozessionen und Bannumgänge – all dies för-derte natürlich auch die Bautätigkeit an und in den Kirchen und Kapellen. Ein besonderes Heiligtum gab es allerdings in unserer Landschaft nicht, dem besonderer Eifer zu einem überragenden künstlerischen Schmuck ver-holfen hätte, so wie es etwa das Münster in Thann durch die Wallfahrt zum

Teilglied eines Fingers des heiligen Theobald erlebt hat. Offenbar waren die Bewohner unserer Juratäler damals schon recht nüchtern und verbargen ihre Phantasie hinter den Sorgen des Alltags. Große Reichtümer konnten bei uns auch nicht erworben werden wie etwa in Gegenden, wo der Silberbergbau – wie im Schwarzwald und in den Südvogesen – manche wertvolle Kirche erstehen ließ.

Es waren auch jetzt bescheidene Gotteshäuser, die im Stil der Spätgotik von unbekanntem Meistern errichtet wurden. Sehr oft wurden große Teile der früheren Bauten wieder verwendet; das Langhaus oder der Chor erfuhren Erweiterungen, die Türme wurden meist belassen, so daß die für unsere Landschaft charakteristische Form des oberen Abschlusses blieb, das Satteldach oder wie man in der Mundart sagt: der «Käsbissen». Solche Türme finden sich ja nicht nur im Baselbiet, sondern noch weit zahlreicher im benachbarten Markgräflerland und im Sundgau, so daß man die heute viel im Munde geführte «Regio» beinahe nach dem Vorkommen solcher Türme abgrenzen könnte.

In Basels Umgebung

Wenn wir nun wieder eine Wanderung durch das «Baselbiet» im nordwestlichen Zipfel seines heutigen Bestandes antreten, so können wir gleich von *Allschwil* melden, daß die schon 1251 erwähnte Dorfkirche St. Peter und Paul um das Jahr 1443 neu erbaut wurde. Aus dieser Bauperiode hat sich der untere Teil des Turmes bis heute erhalten.

Auch von einem gotischen Gotteshaus in *Ettingen* haben sich wenige Beweisstücke erhalten, so vor allem das «Sakramentshäuschen», das in die neuere Chorwand eingemauert wurde. Sonst gibt es im Leimental kaum ein Überbleibsel von Bauten und Kunstwerken aus dieser Zeit, weder in St. Margarethen zu Binningen, noch in Oberwil, geschweige im oberen Teil des Talbeckens; denn die Talkirche zu Weißkirch oberhalb von Benken wurde leider zu Ende des 18. Jahrhunderts vollkommen dem Erdboden gleichgemacht. In Therwil muß eine Kirche aus dem 13. Jahrhundert auch weiter gedient haben, ohne daß wir über ihr Aussehen oder ihre Ausstattung etwas Näheres wüßten.

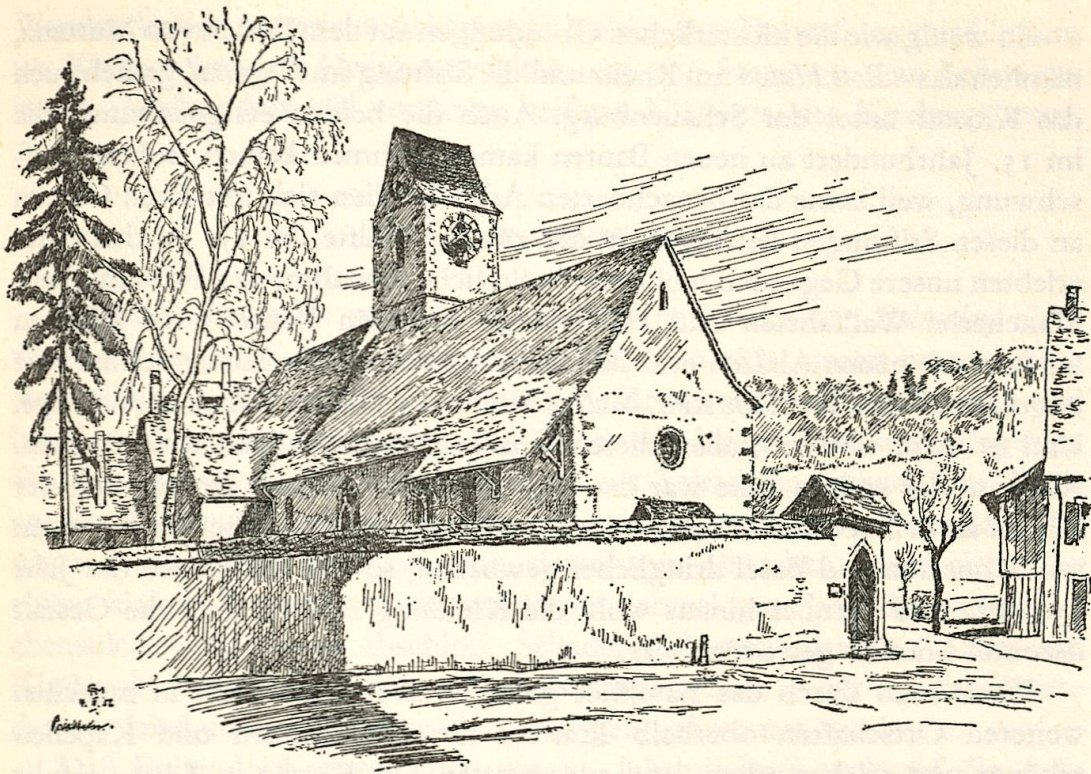
Erst jenseits der Birs kommen wir zur Pfarrkirche von *Münchenstein*, die deutlich aus der gotischen Zeit stammt, aber durch viele Umbauten in jüngerer Zeit außer der Anordnung eines Turmchores rein nichts von älteren Bauzeugen bewahrt hat. Auch die alte Pfarrkirche St. Odilia in *Arlesheim*, die ebenfalls in gotischer Zeit neu erbaut worden war, mußte in

den Revolutionsjahren verschwinden. In *Muttensz* dagegen hat sich das gotische Langhaus erhalten, das an die romanischen Chortheile angefügt worden ist; dafür ist das romanische Schiff verschwunden, das schmaler war als das neue. Dieser Neubau wurde reich ausgeschmückt, vor allem bekam er eine Leistendecke mit geschnitzten Teilen. Im einen den Raum teilenden Band steht zu lesen: «dis werck hat gemachet ùlrich brüder der tischmacher ze Basel in dem iar als man zalt nach unnsers lieben herrn Jheso Christi gepurt funfzehn hundert vier ia(r)». Wandmalereien schmücken die Wände des Vorchores; es zeigen sich hier Szenen aus dem Leben des Kirchenpatrons, des heiligen Arbogast, der König Dagoberts Sohn auferweckt. Ferner ist die Krönung Mariens dargestellt, Einzelfiguren von Heiligen und Wappenschilde. Diese Malereien entstammen dem 15. Jahrhundert; sie sind auf ältere Malschichten aufgetragen. Auch das gotische Langhaus wurde ausgemalt; doch sind diese Kunstwerke leider stark beschädigt und teilweise durch die an der Westseite des Raumes angebrachte Empore verdeckt. Sichtbar blieb das an die innere Westwand der Kirche gemalte «Jüngste Gericht», das aber im Jahre 1885 durch den Muttenser Kunstmaler Karl Jauslin mit Ölfarbe übermalt wurde. An den Längswänden des Schiffs schließen je zwei übereinander gestellte Bilder an: Im Süden die Begegnung der Maria mit Elisabeth, der Mutter des Johannes und die Geburt Christi, an der Nordseite Christi Einzug in Jerusalem und Leidensgestalt (Ecce homo). Alle diese Malereien gehören dem Anfang des 16. Jahrhunderts an.

Schon in den 1480er Jahren muß an die Innenseite der Muttenser Kirchhofmauer eine Kapelle angefügt worden sein, das spätere «Beinhaus», durch deren niederes Obergeschoß der die ganze Mauer umziehende Wehrgang ging. Der große Raum im Erdgeschoß wurde um 1513 vorzüglich ausgestattet. An die Südwand wurde eine große Darstellung des Jüngsten Gerichtes gemalt, wobei die umrahmenden Pilaster zeigen, daß der Künstler bereits mit Renaissance-Ornamenten umzugehen wußte. Die Westwand des Beinhauses ziert das merkwürdigste Bildwerk der ganzen Kirchenanlage: es enthält eine der seltenen bis heute erhaltenen Darstellungen, in denen die Legende der hilfreichen Ahnen gestaltet ist. Ein Ritter, der viel am Grabe seiner Vorfahren zu beten pflegte, erhielt deren Hilfe, als er überfallen wurde. Alle steigen sie aus den Gräbern und vertreiben seine Feinde. Interessant ist die Landschaft mit ihren Bauten im Hintergrund des Bildes. Auch dieser Raum wurde im Jahre 1513 mit einer geschnitzten Holzdecke ausgestattet; auf der Mittelgurte finden wir das genannte Datum und den Namen Maria eingegraben. Die Außenseite des Beinhauses wurde mit Malereien geschmückt; wir können hier eine sogenannte Schutzmantel-

Madonna betrachten, einen heiligen Michael und einen überlebensgroßen Christophorus, der das Christuskind auf seiner Schulter über den Strom trägt. Das Datum 1513 ist auch hier angebracht und zeigt, wie viel die Muttenzer Kirchgenossen auf die künstlerische Ausstattung ihres Gotteshauses und seiner Nebenbauten aufzuwenden wußten.

Auch im Nachbardorf *Pratteln* machte die Pfarrkirche eine Umwandlung durch, die für das 15. Jahrhundert charakteristisch ist. Das Gotteshaus, dem man in den Schriftstücken erstmals im Jahre 1281 begegnet, war in romanischer Zeit errichtet worden, ohne daß wir wissen, ob es nicht noch ein älteres Kultgebäude an dieser Stelle gab. Bis ins 15. Jahrhundert hatte dieses ältestbekannte Kirchlein, das einen rechteckig schließenden Chor besaß, bestanden. Als das Dorf im Jahre 1468 von den Bernern und Solothurnern bei der Heimkehr aus dem Sundgau geplündert und gebrandschatzt wurde, weil die Ortsherren, die Eptinger, nicht schweizerisch dachten, muß auch die Kirche ein Raub der Flammen geworden sein. Glücklicherweise wohnte damals im Schloß zu Pratteln, das wohl auch beschädigt worden war, der Ritter Hans Bernhard von Eptingen, der baufreudig genug war, um das Zerstörte wieder aufzurichten und sogar noch schöner erstehen zu lassen. Zuerst wurde wohl der Chor der Kirche ins Werk gesetzt, und zwar gab man ihm die doppelte Länge und einen vieleckigen Abschluß. Da das Chorhaus noch heute das Wappen des Herrn von Eptingen und seiner ersten Frau, Agnes von Ratsamhausen, zeigt, muß der Bau vor dem Jahre 1475 fertig gewesen sein; denn Hans Bernhard von Eptingen heiratete am Ende des genannten Jahres, nach dem Tod von Agnes, Lutgardis von Ow, eine nahe Verwandte des süddeutschen Johanniterritters Johannes von Ow, der an mehreren schweizerischen Johanniter-Niederlassungen Komtur war. Vermutlich war dieser schon längere Zeit mit Hans Bernhard von Eptingen befreundet, da der Pratteler Schloßherr im Jahre 1460 eine Reise ins Heilige Land gewagt und damit auch engere Beziehungen mit den Johannitern auf Rhodos und in Palästina aufgenommen hatte. Diese Fahrt an das Heilige Grab bewies bereits den kirchlichen Sinn Hans Bernhards; er bewies ihn erneut, als er die Kirche von Pratteln ausbaute und zu deren Ausschmückung mit Wandbildern einen der ersten Künstler aus der oberrheinischen Landschaft herbeizog. War schon die Aufteilung der Wandflächen mit dem Kranz von Engeln, welche die abwechslungsweise blauen und roten Wandteppiche hinter den Figuren der Heiligen hielten, eine großartige Konzeption zu nennen, so war die Qualität der Gestalten hervorragend. Leider wurden diese einzigartigen Malereien, 1952 kaum ans Tageslicht getreten, durch frevlerische Hände so zerstört, daß eine Restaurierung unmöglich gemacht war.



Kirche von Pratteln

Aber nicht nur der Kirche von Pratteln hatte Junker Hans Bernhard von Eptingen seine besondere Sorge angedeihen lassen. Es war ihm daran gelegen, aus dem Orte etwas Besonderes zu machen. Er wußte für diesen von Kaiser Friedrich III. allerlei Vorteile zu erlangen, damit der 1468 zerstörte Flecken wieder in die Höhe komme. Der Kaiser gewährte Pratteln mit Urkunde vom 4. September 1476 das Recht, jährlich auf St. Leodegarsabend (also zu Ehren des Kirchenpatrons) und an den darauffolgenden beiden Tagen einen Jahrmarkt abhalten zu dürfen; zur Hebung dieses Marktes sollte ferner die Erstellung einer Fähre über den Rhein dienen. Der Junker stiftete in jenen Jahren auch ein Klösterlein unter der Schauenburg (im Hofe Neu-Schauenburg), zu dessen Bau die Steine des in Zerfall geratenen Schlosses erhalten mußten. Er erweiterte ferner die Pratteler Kirche im Jahre 1484 um ein größeres Langhaus und erhöhte den Turm. Aber alle seine Bemühungen, hier für seine Familie eine eigene starke Herrschaft zu gründen, mißlangen zuletzt doch, da ihn der Tod im Dezember 1484 dahinraffte und Basel stärker war. Sein Sohn Hans Friedrich, der auf den Schlössern zu Hagental saß, mußte schließlich 1521 Pratteln mit aller Zubehör an die Stadt verkaufen.

So wenig wie die klösterlichen Gründungen auf dem Boden von Muttenz, nämlich das «*Rote Haus*» am Rhein und die Stiftung im *Engental*, gedieh auch das Kloster unter der Schauenburg. Auch die beiden erstgenannten, die im 15. Jahrhundert zu neuen Bauten kamen, nahmen keinen rechten Aufschwung, weil keine der benachbarten Adelsfamilien sich mit ihren Gütern an diesen Stiftungen beteiligte. In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts erlebten unsere Gegenden wohl eine äußerliche Zunahme der Frömmigkeit. Mancherlei Wallfahrten und Heiligtümer brachten Betrieb; die Kirchen wurden mit neuen Altären und Bildern ausgestattet. Die Kunst erlebte eine ungeahnte Blüte. Die Künstler, Maler, Bildhauer, Glaser, erhielten Aufträge. Und es wäre wertvoll, allen diesen einzelnen Schöpfungen nachzugehen. Aber auf der andern Seite war der Ruf nach einer inneren Erneuerung der Kirche an «Haupt und Gliedern», wie man sagte, nach den beiden Konzilen von Konstanz und Basel dringlicher geworden, so daß also gegen das Jahr 1500 hin und darüber hinaus wohl die Kleidung reicher, aber die Gestalt darunter kränker geworden war.

Wenn man durch das Baselbiet geht, so sieht man noch in manchen weiteren Ortschaften oberhalb Pratteln die Pfarrkirchen und Kapellen schöner und reicher erbaut und ausgestattet. Die Kirche in *Liestal* erfuhr im Jahre 1506/1507 eine nochmalige Erweiterung, nachdem schon in der Mitte des 14. Jahrhunderts ein Brand große Erneuerungen notwendig gemacht hatte. Vor allem wurde anfangs des 16. Jahrhunderts das Aussehen des Chores verändert; im Innern erhielt er das Chorgestühl mit seinen wertvollen Flachschnitzereien, sowie den 1942 wieder entfernten Triumphbogen. Das bei dieser jüngsten Renovation des Gotteshauses zum Vorschein gekommene Sakramentsgehäuse, eine kleine Nische an der Nordostseite des Chores, ist ein Beispiel dafür, wie vor der Reformation in den Gotteshäusern das Altarsakrament, der geweihte Wein und die Hostien, aufbewahrt wurden. Erst das Konzil von Trient schaffte diesen Brauch ab und verlangte, daß «Leib und Blut Christi» im Tabernakel auf dem Hochaltar zu versorgen seien. Solche spätgotischen Wandnischen haben sich bei uns etliche erhalten; eine schöne finden wir als Überrest der alten Kirche in *Ettingen*. Ein wertvolles Sakramentshäuschen besaß die Kirche von Hochwald, das jetzt im Basler Historischen Museum aufbewahrt wird. Noch schmuckvollere finden wir in den benachbarten Kirchen des Markgräflerlandes, wo sie wie in Liestal zeitweise übertüncht waren, aber bei Renovationen wieder zum Vorschein kamen.

Die einst einsam am rechten Ergolzufer oberhalb von Liestal gelegene St. Nikolauskirche von *Lausen* erlebte im späten 15. Jahrhundert ebenfalls eine Erneuerung, vor allem des Schiffs, während der Chor um 1486 mit

Wandmalereien ausgeschmückt wurde. Neben einer Darstellung mit Christus am Kreuz sehen wir Heiligengestalten und eine Szene aus dem Leben des im 15. Jahrhundert viel verehrten heiligen Nikolaus, des Kirchenpatrons.

Im Tal der hintern Frenke

Bedauerlicherweise steht die mittelalterliche Kirche von *Bubendorf* nicht mehr, da sie durch einen neugotischen Bau von 1880 ersetzt wurde. Aber sie muß im 15. Jahrhundert eine stattliche Erweiterung erfahren haben und besaß wohl auch einen polygonen Chor, der hinter dem breitgelagerten Pfarrhaus mitsamt dem Langhaus quer zur Talrichtung stand. Der Turm an der Nordseite besaß einen oberen Abschluß, wie er sonst im Baseltal nirgends zu finden war: aus dem viereckigen Unterbau erhob sich über einem kleinen Dachansatz ein verjüngter achteckiger Teil, der mit einem ebensolchen Spitzhelm abschloß. Schade, daß man glaubte, Turm und Kirche abbrechen zu müssen, als die Kirchgemeinde in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts offenbar zu Vermögen gekommen war!

Daß *Bubendorf* gegen Ende des 15. Jahrhunderts auch auf die Ausschmückung des Kircheninnern bedacht war, können wir uns lebhaft vorstellen, da das Gotteshaus damals der Jungfrau Maria, ihrer Mutter Anna und den 11 000 Jungfrauen geweiht war und somit reiche Möglichkeit bestand, die Altäre mit Gemälden und Statuen auszustatten, zumal das Basler Domkapitel als Patronatsherr mithalf. Die Decke des Kircheninnern war mit gotischem Schnitzwerk versehen und enthielt auch Grabmäler der Schloßherren von Wildenstein. *Bubendorf* durfte also damals seine Kirche wohl sehen lassen und war auch sonst mit guten alten Häusern wohlversehen, was wir heute noch am benachbarten Dinghof des Domkapitels von Basel und weiteren Bauten mit gotischen Fenstern an den Fassaden und in den Giebeln oben erkennen können. An der jüngst abgebrochenen Sägemühle gegenüber dem Pfarrhaus befand sich eine prächtige spätgotische Tür, die bewies, daß auch die Handwerker im Ort etwas auf bauliche Repräsentation hielten.

Wenden wir uns im Tal der hinteren Frenke, an der sich *Bubendorf* langgestreckt aufreht, weiter dem Flüßlein entgegen, so gelangen wir nach *Ziefen*, wo die Kirche bis in die Mitte unseres Jahrhunderts frei und unbehelligt von ihrem Burghügel ins Tal hinabsah. Wie in Pratteln, so war auch hier ein Herr von Eptingen am Werk gewesen, dem Dorf eine ausgeschmückte Kirche zu hinterlassen. Nur war das bereits etwa hundert Jahre früher als in Pratteln geschehen, als im 14. Jahrhundert die kleine von den

Eptingern auf diesem Hügel über Ziefen errichtete Burg noch bestand. Vielleicht mochte dieses feste Bauwerk im Erdbeben vom Oktober 1356 gelitten haben, worauf Ritter Heinrich (VI.) von Eptingen, genannt der «Zivener» (in Urkunden erwähnt 1322 bis 1366), sich im Wiederaufbau vor allem mit der Burgkapelle befaßte und sie zu einer Pfarrkirche umgestaltete, während die übrigen Teile der Burg dem Untergang überlassen wurden. Wie weit der heute von Westen nach Osten konisch sich verengende Kirchenraum mit seinen Mauern auf alten Fundamenten steht, ist bis jetzt noch nicht untersucht worden. Wohl aber kamen bei einer im Jahre 1961 durchgeführten Grabung am Hang nordwestlich vor der Kirche Grundmauern der alten Eptingerfeste zum Vorschein, welche letztere ursprünglich sicher bis auf den Scheitel des Hügels reichte, wo eben an den Burgturm die alte dem heiligen Blasius geweihte Kapelle anstieß. Der Turm blieb stehen und weist sehr starke Mauern auf, die im Erdgeschoß gegen Westen und Süden je eine Schießscharte zeigen, während eine solche gegen Norden, zur früher hier weitergehenden Burg hin, fehlt. Der heilige Blasius wird in unserer oberrheinischen Gegend schon seit dem 9. Jahrhundert verehrt, nachdem um 855 Gebeine des Heiligen von Rom nach dem Kloster Rheinau und von dort nach der Albzelle gesandt worden sind, welche letztere geistliche Ansiedlung bald nach diesem Ereignis den Namen St. Blasien annahm. Möglicherweise hing die Verehrung dieses Patrons in Ziefen mit diesem Schwarzwaldkloster zusammen. Im Laufe der Zeit gesellten sich eine ganze Reihe weiterer, in diesem Heiligtum verehrter Heiliger, Apostel, Märtyrer, die Gottesmutter und die Elftausend Jungfrauen bei, was vielleicht besonders beim Umbau der Burgkapelle in eine Pfarrkirche geschah und ebenfalls Ritter Heinzmann dem «Zivener» zuzuschreiben ist.

Ihm ebenfalls zu verdanken sind wohl die erhaltenen Wandbilder an der Westwand gegen den Turm und an der Nordwand, die neben einer überlebensgroßen Gestalt des heiligen Christophorus, des Christusträgers, zahlreiche Darstellungen aus der Lebens- und Leidensgeschichte Christi aufweisen. Da im 17. Jahrhundert die östliche Chorwand und die Südwand des Langhauses verändert wurden, fehlen dort die Bilder. So sind vom gesamten Zyklus, der möglicherweise auch Szenen aus dem Leben des heiligen Blasius einschloß, von mindestens dreißig Bildern noch siebzehn erhalten. Wie in den jüngeren leider zerstörten Wandbildern der Kirche von Pratteln, wechseln auch im Gotteshaus von Ziefen rote und blaue Flächen miteinander ab, vor deren Hintergrund die Gestalten in sicherer Zeichnung dastehen. Die waagrecht laufenden Ornamentbänder und andere im östlichen Teil der Nordwand weisen deutlich auf die Malereien hin, wie sie auch die Liederhandschriften im Zürichgau und Bodenseegebiet schmücken, bilden

also eine Erinnerung an die Zeit der späten Minnesänger. Zwar verlegt Rudolf Riggerbach diese künstlerische Ausschmückung der Kirche von Ziefen in die Jahre von 1330/40, doch bleibt die Möglichkeit bestehen, daß sie erst nach dem Erdbeben von 1356 entstanden sind; denn wie oft hat sich erwiesen, daß Bau- und Kunstwerke in der Landschaft denen der Stadt in einem gewissen Abstand nachfolgen.

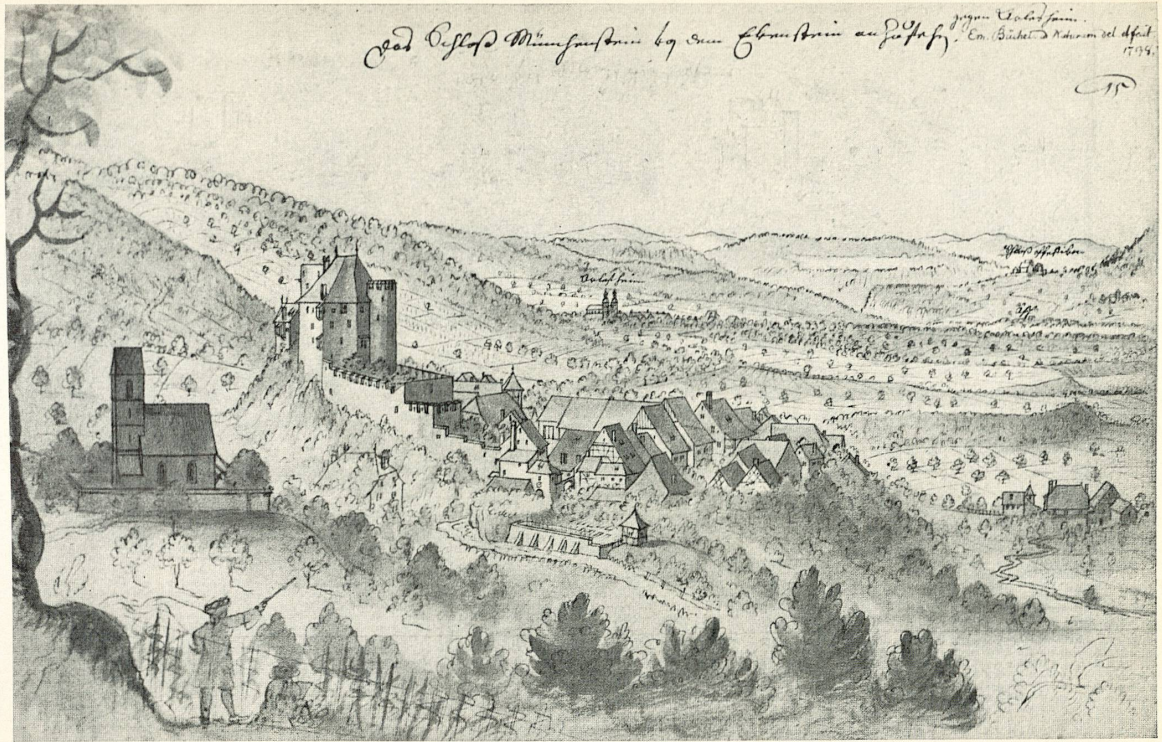
Im obersten Dorf des hinteren Frenketales, in *Reigoldswil*, bestand ursprünglich nur eine kleine Kapelle aus der fränkischen Zeit, die dem heiligen Hilarius geweiht war. Die Dorfbewohner gingen nach *Lauwil* in die Pfarrkirche St. Remigius, die aus der gleichen frühen Epoche stammte, zur Messe. Wenn man die Zeichnung Emanuel Büchels von Reigoldswil aus dem Jahre 1754 betrachtet, so sieht man über dem Hauptteil des langgestreckten Dorfes, das immer mehr talabwärts gewachsen war, ein Kirchlein an der Halde stehen, das deutlich die Merkmale der spätgotischen Bauweise zeigt: an ein kurzes Schiff stößt ostwärts ein eingezogener polygoner Chor, und über der Westseite mit dem Krüppelwalmdach erhebt sich ein schlichter viereckiger Dachreiter. Sollte dieser Bau nicht dem 15. Jahrhundert entstammen? Sicher wurde dieses Gotteshaus doch erbaut, als die Pfarrei Reigoldswil noch selbständig, d. h. nur mit Lauwil verbunden war, was in den Jahren nach der Reformation geändert wurde. So könnte die Kirche in Reigoldswil kurz nach 1500 entstanden sein. In diesem Jahr amtierte kein Priester auf dem Kirchbühl zu St. Romai südlich von Lauwil und kein Kaplan in der Filiale St. Hilari hinter Reigoldswil. Da einigten sich die Inhaber der Pfarrsätze, nämlich der Bischof von Basel und die Herren von Ramstein auf Gilgenberg darüber, einen Priester anzustellen, der in Reigoldswil seinen Sitz haben sollte. In Büchels Zeichnung des Dorfes von 1754 können wir deutlich unterhalb von Kirche und ummauertem Kirchhof ein Haus erblicken, das mit seinen gotischen Formen als die anfangs des 16. Jahrhunderts erbaute Priesterwohnung angesehen werden kann.

Auch die Pfarrkirche von *Bretzwil* muß in der spätgotischen Zeit entstanden sein, nachdem das Dorf von der großen Pfarrei Oberkirch bei Nunningen abgetrennt worden war. Ihr Bestand geht noch weiter zurück; denn bereits im Jahre 1230 belehnte das Basler Domstift die Edelherren von Bubendorf, ein froburgisches Dienstmannengeschlecht, mit dem Zehnten und dem Patronatsrecht zu Bretzwil gegen einen jährlichen Zins von 50 β . Es ist nicht anzunehmen, daß das romanische Kirchlein bis in das 16. Jahrhundert genügte, sondern daß im 15. Jahrhundert eine Erweiterung der Marienkirche erfolgte, die dann bis in das Barockzeitalter Bestand hatte.

Im Tal der vordern Frenke

Im Tal der vorderen Frenke, durch das die Straße zum Oberen Hauenstein zog, blieben die kirchlichen Verhältnisse durch das ganze Mittelalter fast gleich bestehen. Die vom elsässischen Kloster Murbach gegründete Talkirche *St. Peter* blieb der Mittelpunkt des großen Pfarrsprengels, der von Lampenberg und Hölstein bis zur Paßhöhe des Hauensteins und darüber hinweg bis Langenbruck reichte. Daß der Bau nach dem Bergsturz vom Jahre 1295 stark erneuert werden mußte, ist gewiß. Ob das Erdbeben von 1356 eine Ausbesserung notwendig machte, können wir nur annehmen, da alle Chronisten, die über die Naturkatastrophe berichten, nur von den zerstörten oder schwer beschädigten Burgen berichten, nicht aber von den Gotteshäusern und übrigen Bauten in den Dörfern. Im 15. Jahrhundert wurde neben der Kirche *St. Peter*, wie das auch andernorts üblich war, im Kirchhof ein Beinhaus errichtet und dem heiligen Erzengel Michael geweiht, der als Wäger der Seelen am Jüngsten Gericht zum Wahrer der irdischen Überreste recht am Platze war. Bedauerlich ist, daß bei der Renovation des Gotteshauses, die im Kriegsjahr 1939 durchgeführt wurde, keine Grabung nach den Fundamenten des alten, 1634 stark erweiterten Baues forschte. Denn sicher hätte sich hier in *St. Peter*, einer der ältesten Kirchen in den Juratälern, die Ausgabe gelohnt; aber die Zeit war hiezu nicht geeignet. Hoffen wir, daß diese wertvolle Arbeit gelegentlich nachgeholt werden kann!

Zur Pfarrei *St. Peter* gehörte eine ganze Reihe von Kapellen, die als Filialen von einem Kaplan bedient sein mochten, so in *Hölstein* die *St. Margaretha* geweihte, in *Lampenberg* *St. Verena*, in *Niederdorf* *St. Niklaus*, im Städtchen *Waldenburg* *St. Georg*, in *Langenbruck* die des Heiligen Johannes des Täufers. Das Bergdörflein *Titterten* besaß ebenfalls eine Kapelle, die dem fränkischen Nationalheiligen Martin von Tours geweiht war, aber im späteren Mittelalter wie die Kirche von *Bennwil* nicht zum Pfarrsprengel von *St. Peter* gehörte, sondern im Jahre 1189 durch die Stifter des Klosters Schöntal diesem übergeben worden war. So bedienten während längerer Zeit Mönche dieses Konvents die Gotteshäuser von *Titterten* und *Bennwil*, welche beide Orte dem Kloster «inkorporiert» waren, d. h. die Einkünfte flossen dorthin und dienten zur Stärkung des Vermögens, während so wenig als möglich vom Kloster ausgegeben wurde. So können wir uns vorstellen, daß auch die Gotteshäuser dieser beiden kleineren Orte recht bescheiden aussahen. Ob sie bis ins 16. Jahrhundert in romanischen Formen erhalten blieben, entzieht sich unserer Kenntnis.



10 Münchenstein im Jahre 1738



11 Glasscheibe aus der Kirche von Läuelfingen

Im Ergolz- und Diegtertal

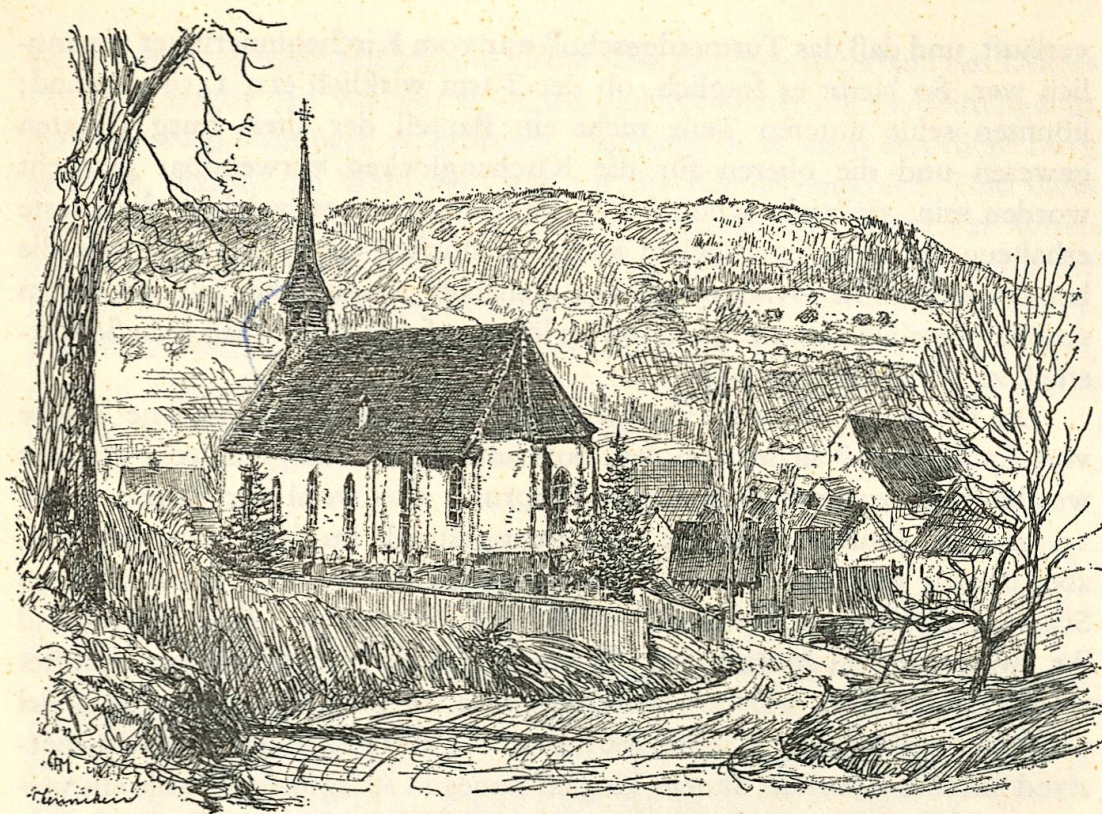
Gehen wir ins Ergolztal zurück, so sehen wir, daß im alten Hauptort des Sisgaues, in *Sissach*, das Gotteshaus St. Jakob als wichtige Dekanatkirche den äußeren kirchlichen Aufschwung begreiflicherweise miterlebte. Und zwar entschloß man sich da anfangs des 16. Jahrhunderts zu einer starken Erweiterung, die fast einem Neubau gleichkam. Die Arbeiten kamen im Jahre 1525 zu ihrem Abschluß, und fortan bis in unsere Zeit stand nun am Rande des großen Marktfleckens ein Gotteshaus, das sich sehen lassen konnte und dessen künstlerischer Wert durch die 1965/66 durchgeführte Restaurierung wieder erneut herausgehoben wird. Der Chor, vom stark vergrößerten Langhaus durch einen hohen Triumphbogen abgetrennt, erhielt ein Sterngewölbe, dessen Druck außen von Strebepfeilern abgefangen wird. Das Langhaus wurde vor allem durch eine flache Leisten- decke ausgeschmückt, deren Rand- und Querstreifen besonders schön durch Spruchbänder in Kerbschnitzerei versehen wurden; in der Mitte befand sich als besonderes Schmuckstück eine Wappentafel, die aber leider bei Entfernung dieser Decke zu Ende des 19. Jahrhunderts verschwunden und bis heute nicht wieder zum Vorschein gekommen ist. Die geschnitzten Bänder jedoch kamen auf Umwegen glücklich ins Basler Historische Museum, zu einem kleineren Teil ins Landesmuseum nach Zürich; durch die unentwegten, nunmehr erfolgreichen Bemühungen, diese Stücke wieder zu erlangen und zusammenzufügen, wird das Baselbiet durch ein prächtiges Kunstwerk wieder bereichert sein, das man während Jahrzehnten offenbar nicht zu schätzen gewußt hatte.

Im Sissacher Kirchenraum blieb bei diesem Umbau von 1525 der alte Turm vom früheren Gotteshaus stehen, so daß die Südwestecke des Schiffs von ihm eingenommen wird. Die nördliche Seite des Langhauses wurde auf die Westflucht des Turmes vorgezogen, weshalb sich eine nicht besonders glückliche Fassade auf jene Seite ergab. Das Kirchendach schloß man pultähnlich an die Nordseite des Turmes an, der nach oben seine alte Form mit einem wuchtigen Käsbissendach beibehielt. So zeigte er sich noch bis gegen die Mitte des 19. Jahrhunderts.

Wandern wir nun ins Diegtertal hinein, das bei Sissach ausmündet, so kommen wir am Zunzger «Büchel» vorbei, der im ausgehenden Mittelalter keine sichtbare Burg mehr trug, nach dem in einer Talbucht gelegenen Dorfe *Tenniken*. Dessen Kirchlein an der östlichen Halde über dem Ort war lange eng mit der Pfarrkirche von Diegten verbunden und scheint ursprünglich eine Filiale dieser Ursparrei gewesen zu sein. Noch im 15. Jahrhundert wurden die Güter beider Gotteshäuser gemeinsam ver-

waltet. Der Tenniker Kirchensatz muß mit den übrigen Besitzrechten, die mit der Burg Eschenz in Schloß-Diegten zusammenhängen, von einem Inhaber der Burg auf den andern übergegangen sein, was aus Urkunden von 1380 und 1477 gelesen werden kann. Vielleicht rührt dieser Zustand auch davon her, daß die auf der Diegter Burg sitzenden Herren einmal jene Adeligen beerbten, die wohl vor dem Erdbeben auf einem festen Haus in Tenniken gesessen waren. Es gibt dort nämlich nördlich des Kirchhügels einen Weg am unteren Ende des von Osten einmündenden Seitentälchens, der «Schloßgasse» heißt, und weiter oben steht ein Haus in der kleinen Reihe auf Gelände, das den Namen «Im Schloß» führt. Von einem festen Haus ist aber hier auf den ersten Blick hin nichts zu merken; es steht hier ein Bauerngehöft schlichter Art, allerdings etwas merkwürdig vom Weg zurückgerückt. Vielleicht könnte auch hier ein genaueres Erforschen der Bauten und des Geländes neue Kenntnis von einem alten Adelssitz schaffen.

Das Kirchlein von Tenniken, das vielleicht einmal von diesem im gleichen Dorfe heimischen Geschlecht gestiftet worden ist, gehört zu den in der Form einfachsten und doch zu den schönsten im Baselbiet. Es besitzt einen schmalen Grundriß des Langhauses, das wohl dem 14. Jahrhundert angehört, und daran schließt sich ost- und bergwärts ein für den Ort stattlicher Chor an, der vielseitig endet. Es ist dies eine Erneuerung und Erweiterung, die in den Jahren 1515 und 1516 geschah. Doch scheint das Geld nur bis zum Bau der Strebepfeiler am Choräußern gereicht zu haben, nicht aber mehr zu dem diese Pfeiler bedingenden Gewölbe im Innern. Vom alten Bestand der Fenster, die sicher einmal typisch spätgotisch waren, mit Fischblasenmaßwerk wie in der Pfarrkirche von Sissach, ist heute leider nichts mehr zu sehen, da offenbar im 19. Jahrhundert an den Gewänden fast alles verändert wurde. Dafür hat sich aber, im Gegensatz zu Sissach, hier in Tenniken die um 1520 geschaffene Leistendecke mit Flachschnitzerei erhalten; diese läßt die Inschrift lesen: «O maria ein mueter der gnaden ein mueter der barmherzigkeit bit din kind für uns». Der Hauptaltar war der Mutter Jesu geweiht, ferner ihrer Mutter Anna, dem Gatten Joseph und der Maria Magdalena, der Margaretha und dem Bischof Ulrich, welches letzteres Patrozinium auf eine Entstehung des Kirchleins im 12. Jahrhundert hindeuten könnte. So wäre es also nicht undenkbar, daß Mauerteile des Langhauses noch der romanischen Stilepoche angehört haben. So bescheiden das Gotteshaus aussieht, so trägt es also doch einige Geheimnisse in sich, die man gerne gelöst sähe. Besonders erfreulich ist, daß der schlanke Dachreiter eine Form beibehalten hat, die ganz in die Spätgotik hinweist und dem Dorf noch immer wohl ansteht.



Kirche von Tenniken

Wenn man weiß, daß durch das ganze Mittelalter für das Waldenburgerthal die Kirche St. Peter als Pfarrkirche diente, daß also nur diese eine «Urpfarrei» bestand, so könnten wir fast annehmen, daß für die beiden östlichen Nachbartäler, des Diegter- und des Homburgerbaches, die uralte Kirche St. Jakob in Sissach genügte. Es ist ja bis heute so, daß die unteren Dörfer in den beiden Seitentälern, Zunzgen, Thürnen und Diepflingen zum großen Sissacher Pfarrsprengel gehören. Warum soll dann dessen Umfang nicht gleich auch bis zur Wasserscheide an Belchen und Schmutzfluh hinaufgereicht haben, wenigstens bis in die Zeiten, da die Grafen- und kleineren Adelsgeschlechter sich «Eigenkirchen» in den oberen Dörfern schufen und so aus den Zehntenabgaben Einkünfte gewannen? So wird die Kirche von *Diegten* erstmals im Jahre 1275 erwähnt; vielleicht entstand sie wie das Gotteshaus von Ziefen auch aus der Burgkapelle, die man in das frühmittelalterliche Gräberfeld gesetzt hatte. Dieser kleine romanische Bau mit Rundapsis erhielt um das Jahr 1459 an der Südseite einen Turm angefügt, wie Peter Stöcklin in seiner wertvollen Schrift über die Kirche von Diegten erwähnt. Merkwürdig ist aber nur, daß dieser Turm mit seiner Nordmauer in die ältere Kirchenschiffsmauer hineinragt und mit dieser innen bündig

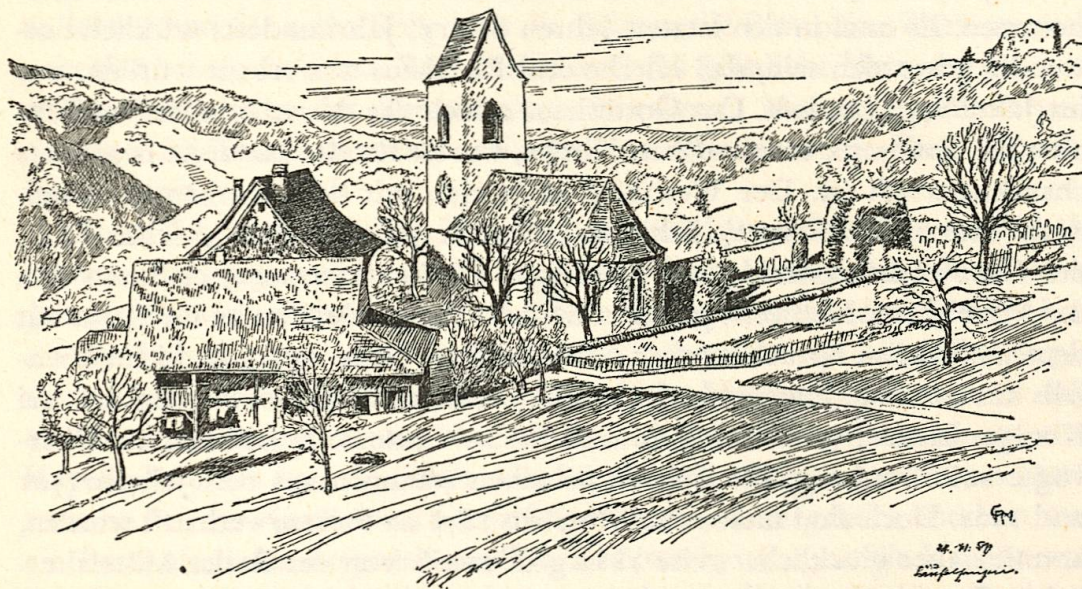
verläuft, und daß das Turmerdgeschoß nur vom Kircheninnern her zugänglich war. So bleibt es fraglich, ob der Turm wirklich erst 1459 entstand; könnten seine unteren Teile nicht ein Bauteil der alten Burg Diegten gewesen und die oberen für die Kirchenglocken verwendbar gemacht worden sein, vielleicht schon im 14. Jahrhundert, aus welchem die älteste erhaltene der Diegter Glocken stammen dürfte? Jedenfalls gibt uns die bei der letzten Renovation sichtbar gemachte romanische Tür mit ihrem schönen Quaderwerk einige Rätsel zu lösen auf, bei denen man kein Schriftstück zu Hilfe nehmen kann.

Die heute eng mit der Pfarrgemeinde von Diegten verbundene Kirche von *Eptingen* muß sicher von dem dort ansässigen Adelsgeschlecht gestiftet worden sein, entstammt in ihrem Ursprung also wohl der Ritterzeit des 12. oder 13. Jahrhunderts. Sie wird zwar erstmals im Jahre 1375 erwähnt, aber damals war Johannes von Kienberg, der Dekan des Pfarrkapitels im Sisgau, Kirchherr zu Eptingen, so daß anzunehmen ist, diese Pfarrei und ihr Gotteshaus zu hinterst im Tal werde schon sehr viel früher gestiftet worden sein. Sicher war sie selbständig, und wie die Grundmauern, die bei der Restaurierung der Kirche 1965 zum Vorschein kamen, beweisen, entstand anstelle eines viel älteren kleinen Baues in spätgotischer Zeit ein vergrößerter Kirchenraum, der bis 1725 bestand, aber wohl auch wie der damals in barockem Stil erneuerte nur einen Dachreiter sein eigen nannte und keinen eigentlichen Turm besaß.

Im Homburger- und Eibachtal

Wenn wir von Eptingen über die Laufmatt nach Osten wandern auf dem steilen Sträßchen, das wohl bis heute einer der ältesten Verbindungswege im Baselbiet geblieben ist und zeigt, wie in früheren Zeiten Halden erklommen wurden, so erblicken wir beim Heraustreten aus dem «Bulsten»-Wald gegenüber an dem zum Wisenberg ansteigenden Hang die malerische Gebäudegruppe des Kirchweilers von *Läufelfingen*. Daß das Gotteshaus so weit vom Dorf entfernt errichtet wurde, hat die Ursache darin, daß seine Gründer die Grafen von Froburg waren. Man kann sich nun fragen, weshalb diese ihre Eigenkirche nicht im näheren Dörflein Wisen errichteten, sondern weiter westwärts jenseits der Vorkuppe der Hupp unterm Wisenberg. Aber führte da nicht einmal ein alter Weg hoch über den Talgründen zu den Siedelungen auf den Anhöhen? Bis an den Anfang des 13. Jahrhunderts mag ja das Wegnetz auf ganz andere Ziele gerichtet gewesen sein; nach der Eröffnung des Gotthardpasses wurde von den Froburgern die

Gelegenheit wahrgenommen, die kleine Klus nördlich unterhalb des Dorfes Läufeifingen für den Verkehr zu öffnen und zur Sicherung des Durchgangs die Burg Neu-Homberg zu erbauen. Vielleicht ist es auch erst diese Burg gewesen, welche die Wahl der Lage für die Kirche entschied. Und dann war noch zu bedenken, daß zur Kirchgemeinde auch das Dorf Wisen gehörte, von wo die Kirchgänger den Weg über das Bitzenfeld unter der Hupp durch unter die Füße nahmen, ohne ins Dorf Läufeifingen hinabsteigen zu müssen. Es ist also recht schwer zu sagen, wann dieses Gotteshaus, das den Apostelfürsten St. Peter und Paul geweiht war, wirklich entstanden ist und wie dieser erste Bau ausgesehen hat.



Kirche von Läufeifingen

Was uns Karl Gauß über das Pfarrhaus von Läufeifingen berichtet, ist eigentlich merkwürdig. Da soll die erste Wohnung des Priesters zuerst neben der abgelegenen Kirche gestanden haben, wurde aber dort «abgeschlissen» und ins Dorf hinabgeführt. In der Kriegszeit von 1445 soll sie mit anderen Behausungen verbrannt worden sein, weshalb der Priester Rudolf Brötlin in einem Mietshaus im Dorfe wohnte. Damit er aber «den götlichen Dienst dester bas vnd dester me mechte volbringen vnd den lieben selen ouch tröstlich sin vnd ein gut geistlich leben vnbekümeret von der welt do möcht volfüren, dz gar vil baß mag geschehen, wann in dem dorff by den lüten», so baute er wieder ein Haus neben der Kirche oben,

einfach genug, wie die spätere Zeit berichtet, «ein ellendt genüst», «dann die wendt waren nur von liem vnd hürtten gmacht». Es dünkt uns seltsam, daß der Geistliche nicht bei seinen Pfarrkindern wohnen wollte, weil er ohne sie ein besseres Leben führen konnte; und zum anderen sollte uns nicht wundern, daß das von Brötlin erbaute Haus ja nur so aussah, wie die Wohnhäuser bis zum Ende des 15. Jahrhunderts mit wenigen Ausnahmen alle: sie waren aus Fachwerk, dazwischen mit dem Weidengeflecht versehen, das mit Lehm verstrichen wurde. Vielleicht hatte Brötlin mit dem Holz zum Fachwerk gespart?

Nachdem die Herrschaft Homburg im Jahre 1400 an die Stadt Basel übergegangen war, hatte diese sich mit dem Bischof zur Hälfte ins Patronatsrecht geteilt und so auch die Pflichten zum Unterhalt der Gebäude übernommen. Es muß in den letzten Jahren des 15. Jahrhunderts wirklich notwendig geworden sein, daß Kirche und Pfarrhaus neu erbaut wurden, was im Jahre 1491 geschah. Das Gotteshaus erhielt das Aussehen einer im Zeitalter der Spätgotik entstandenen Kirche, wie sie für das Baselbiet besonders charakteristisch ist. Der Westturm zeigt sich mit dem markanten Satteldach (einem «Käsbissen»). Schiff und Chor liegen unter dem gleichen First; der Chor endet dreiseitig mit prächtigen Maßwerkfenstern, in denen sich das Fischblasen-Maßwerk gut erhalten hat. Die große Glocke im Turm mit dem lateinischen Spruch stammt noch aus dem Jahre 1495, die kleine ebenfalls aus dem 15. Jahrhundert, ohne Jahrzahl, nur mit den Namen der drei Könige. Einen besonderen Schmuck in das Gotteshaus stifteten die Obervögte auf Homburg; die ältesten Scheiben stammen aus den Jahren 1501 und 1502. Doch sind diese zehn Scheiben 1878 an Private verkauft worden, konnten aber glücklicherweise 1880 größtenteils von der Basler Mittelalterlichen Sammlung zurückerworben werden.

Dem Pfarrhaus, das den Kirchhof gegen Süden – als Gegenüber der Kirche – abgrenzt, sieht man es deutlich an, daß es aus der spätgotischen Zeit stammt. Es zählt also zu den wenigen Wohnhäusern im Baselbiet, die in ihrem heutigen Aussehen vor die Reformationszeit zurückgehen. Sein Entstehen verdankt es dem schon genannten Priester Rudolf Brötlin, der selber ein Läuferfinger Kind und fast ein halbes Jahrhundert mit Eifer im Heimatort seinen geistlichen Beruf versah. Er war sehr darauf bedacht, die äußeren Mittel der Gemeinde zu äufnen, und hat dabei auch persönliche Opfer nicht gescheut. Zudem hat er sich um das geistliche Wohl seiner Pfarrkinder bemüht und sich selber weiterzubilden versucht; so war er als einer der ersten, welche die neue Universität zu Basel nützten, dort als Studierender 1461/2 immatrikuliert. Kein Wunder also, wenn er vom Bischof schließlich zum Dekan des Sisgauer Kapitels ernannt wurde. Den Junker

Bernhard Sevogel, der im Banne Läuelfingen bedeutende Zehnteinkünfte bezog, bat der Priester solange, er möge ihm diesen Zehnten für seine Kirche überlassen, bis dieses 1463 endlich geschah; dafür wurde der Junker im Jahrzeitbuch der Gemeinde eingetragen und alljährlich eine Messe für ihn gelesen. Nach 46jähriger Tätigkeit erreichte Pfarrer Brötlin sein beharrlich verfolgtes Ziel: Im Jahre 1491 fing er den Bau des Pfarrhauses bei der Kirche an, an der Stelle, wo er als Kind schon ein solches gesehen hatte, und zwar betont er, das Werk nicht angefangen zu haben «ohne geistlicher gelehrter Herren und weltlicher Leute Rat zu haben, und insonderheit einer ganzen Gemeinde des Kirchspiels». Da er schon betagt war, legte er das neugeschaffene Haus den nachkommenden Pfarrherren ans Herz, indem er sie bat, das Haus in Ehren zu halten und ordentlich und priesterlich darin zu leben, und für seine Seele und die Seinen, die ihm beim Werk treulich geholfen haben, zu beten. Bald darauf muß der geistliche Herr, der in jenen wirren Zeiten vor der Reformation ein seltenes Muster an Pflichttreue gewesen ist, im Gottesacker nahe seinem Pfarrhaus zur Erde gebettet worden sein.

Auch das Haus für den Sigristen, das als drittes Gebäude zur einzig-schönen Baugruppe unter dem Wisenberg gehört, könnte ebenfalls in jenen Jahren gebaut worden sein, da Rudolf Brötlin für seine Gemeinde gewirkt hat.

Wir haben gerne etwas länger beim Kirchweiler von Läuelfingen gewelt. Nun wandern wir durch das malerische Homburgertal abwärts und kommen an *Buckten* vorbei, das bis in die Reformationszeit hinein eine Kapelle besessen hat, als Filiale von Rümelingen. Offenbar hat dieses Dorf, so nahe bei der Kirche von Läuelfingen, nie dorthin gehört, sondern war ein Bestandteil der ausgedehnten Pfarrei Sissach, bis 1501 die Kapelle von Rümelingen zur Pfarrkirche erhoben wurde und die Dörfer Buckten, Känerkinden, Wittinsburg und Häfelfingen an den kleinen Pfarrort im engen Homburgertal Anschluß fanden.

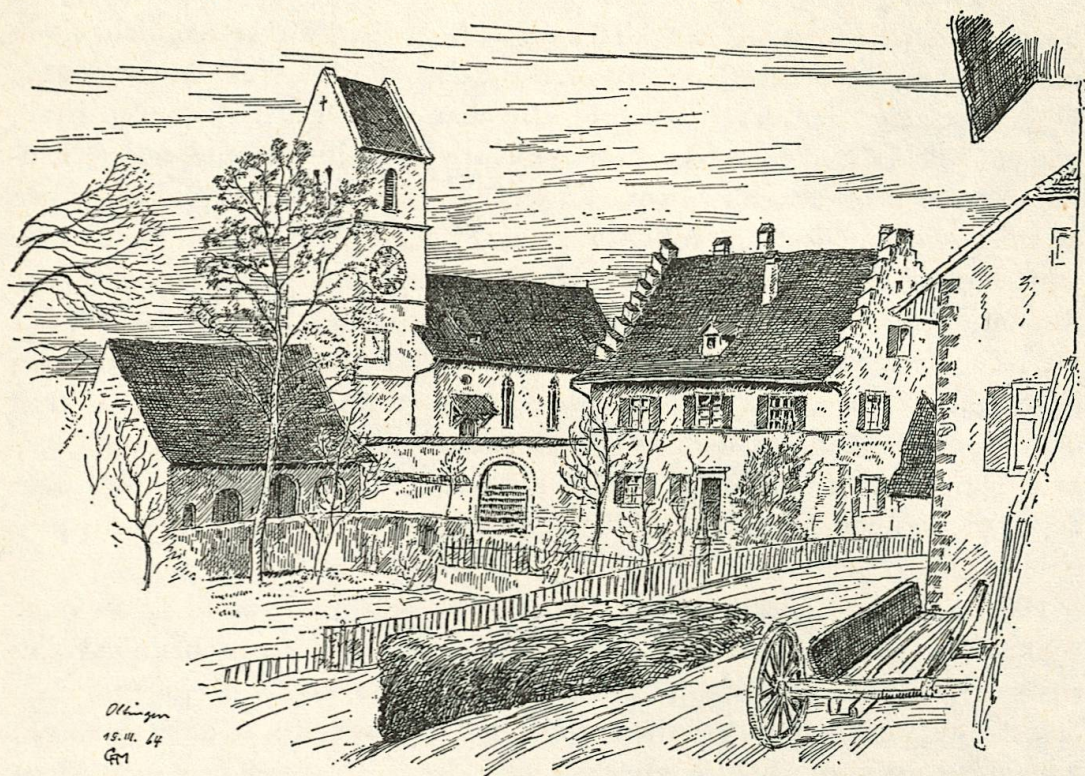
Der Patron der Kapelle in *Rümelingen*, der heilige Georg, weist auf die Ursprungszeit des kleinen Gotteshauses hin. Es muß in der Epoche der Kreuzzüge und des Rittertums entstanden sein; denn der Ritter Georg, der Drachentöter, war der besondere Schutzpatron des Adels. Er ist noch immer in Rümelingen dargestellt und zwar als Relief auf einer Glocke aus dem Jahre 1520. Wie viel vom heutigen Kirchenbau noch aus jenen Jahren stammt, da die Kapelle in eine Pfarrkirche umgewandelt wurde, ist kaum zu erkennen. Sicher gehört ein Teil des Kirchenchors noch der Kapelle an, wie aus einem Fenster zu schließen ist, das ein einfacheres Maßwerk aufweist. Wie das Schiff aussah, ob es schmaler war oder so breit wie das der jetzigen Kirche, hat bisher keine Grabung im Kirchenboden ausgewiesen.

Die Umbauten nach der Reformation, in den Jahren 1568–1572, haben jedenfalls erst das heutige stattliche Aussehen des Gotteshauses herbeigeführt.

In der östlichen Nachbarschaft der Kirchgemeinde Rümelingen liegt die weit ältere von *Kilchberg*. Sie setzte sich wohl schon immer aus den drei Dörfern Rünenberg, Kilchberg und Zeglingen zusammen. Das Gotteshaus St. Martin muß die Stelle eines heidnischen Heiligtums einnehmen. Im Mittelalter wird hier in der Nähe auch eine Burg bestanden haben; doch hat man dieses feste Haus der Herren von Steinwurz bisher nicht lokalisieren können. Vielleicht gab es hier auch eine Verbindung von Kirche und Burg, wie dies bei Ziefen, Diegten und anderswo der Fall war. Von der älteren Baugeschichte der Kilchberger Kirche wissen wir ungefähr nichts. Im Jahre 1276 wird der Hof Kirchberg erstmals genannt. Damals verkauften Werner von Kilchberg und seine Frau Sophie die Hälfte des Hofes zu Kilchberg dem Hermann von Bellikon, Bürger von Rheinfelden. Der Name selber beweist, daß das Gotteshaus am Ende des 13. Jahrhunderts schon lange bestanden haben muß. Am 21. Mai 1400 kam das Patronatsrecht an der Pfarrkirche St. Martin in Kilchberg mit dem Kirchensatz und den zugehörigen Gütern als Schenkung von Frau Anna von Bellikon, der Gemahlin des damaligen Rheinfelder Schultheißen Burkard von Stoffel genannt Schurli, an das dortige Chorherrenstift St. Martin, mit der Bedingung, daß die Chorherren fortan für die Stifterin und ihren Mann jährlich eine Messe lesen sollten. Über die baulichen Arbeiten an der Kirche in Kilchberg hören wir jedoch in jenen Zeiten kaum etwas. Und doch muß das und jenes am Bau verändert worden sein. Im 15. Jahrhundert wurde eine Glocke nach Kilchberg geschenkt, die der Maria, Mutter Jesu, gewidmet war; es könnte also damals der Turm verändert oder überhaupt neugebaut worden sein. Dieser besaß bis zum Abbruch des ehrwürdigen Gotteshauses im Jahre 1866 einen Abschluß mit Pyramidendach, eine Seltenheit im Baselbiet. Alte Bilder zeigen auch, daß die Fenster des schmalen Langhauses Maßwerk aufwiesen, das bei einem späteren Umbau wieder entfernt wurde.

Im obern Ergolzthal

Noch weit mehr Baufreudigkeit müssen im ausgehenden Mittelalter die Kirchgenossen der großen Pfarrei *Oltingen* bezeugt haben. Zu dieser gehörten seit undenklicher Zeit neben dem Dorf an der Schafmatt, welches mit dem Gotteshaus ausgestattet wurde, die Höhendörfer Wenslingen und Anwil. Die Kirche, dem heiligen Nikolaus von Myra geweiht, wird im



Kirche von Oltingen

Jahre 1296 erstmals erwähnt. Damals wird unter den Zeugen bei einem Gütertausch, der die Kirche von Gelterkinden angeht, der «viceplebanus de Oltingen» genannt. Und wenn zu jener Zeit ein solcher stellvertretender Leutpriester an einem Orte lebte, muß für die Gottesdienste auch eine Kirche bestanden haben. Im Jahre 1474 – welches Datum sich am südlichen Eingang der Kirche findet –, muß das frühgotische Kirchlein stark erweitert und mit einem Westturm versehen worden sein. Das zeigt sich deutlich am Innern der Südwand, wo während der Restaurierung 1956–58 Reste alter Fensterleibungen zum Vorschein gekommen sind. Der Chor wurde damals neu angefügt. Aber das Wertvollste, das die Kirche beim Umbau von 1474 mitbekam, war die Bemalung der Wandflächen, welche teils die Legende des heiligen Nikolaus, teils das Leben der Jungfrau Maria berichten. Zwischen den spätgotischen Fenstern des lichten Chores zeigen sich große Apostelgestalten.

Sicher wurde in der gleichen Zeit, da das Gotteshaus seine äußere Form und seinen inneren Schmuck erhielt, auch der Gottesacker neu ummauert und mit den beiden Toren versehen. Auch das Pfarrhaus wird damals am Kirchhügel neu instandgestellt worden sein. Im Dorf befinden sich noch

heute manche Häuser, deren Ursprung mit großer Wahrscheinlichkeit in den Ausgang des Mittelalters zu setzen ist. Das «Große Hus» in der oberen Dorfgasse zeigt sich derart wuchtig, daß man sich lebhaft vorstellen kann, wie ein solcher Bau entweder als Sammelort für Zehnten- und andere Einkünfte oder dann als «Sust» am Paßweg über die Schafmatt gedient haben könnte. Nicht unerwähnt sollen hier die Mühlen bleiben, von denen eine am rechten, die andere am linken Ufer der jungen Ergolz steht. Das war für Oltingen wichtig, da bekanntlich der rechtsufrige Teil des Dorfes zur Herrschaft Kienberg im Frickgau, der linksufrige zur Herrschaft Farnsberg im Sisgau gehörte. Mit der letzteren kam 1461 die wichtigere Hälfte mit dem Kirchhügel an die Stadt Basel, die andere mit der Taverne (dem Gasthaus zum Ochsen) kaufte Solothurn im Jahre 1490, das ja auch hier über den Jura herübergriff und sich Kienberg mit der ehemaligen Burg Heidegg sicherte.

Wenn wir nun der Ergolz nach abwärts gehen – was nicht so ohne weiteres möglich ist, da sie unterhalb von Oltingen ein geheimnisvolles einsames Talstück durchfließt, fern von jeder Straße, und einen jugendlichen Sprung über die Felsen wagt, das sogenannte «Brüesch» –, dann gelangen wir unterhalb von Anwil nach *Rothenfluh*, das noch viel von seiner Altertümlichkeit bis in unsere Zeit beibehalten hat. Die Kirche, die sich am Nordrand des Dorfes über die in einem Ring angeordneten Häuser erhebt, muß sehr alt sein, denn sie wird schon im Jahre 1303 in einer Urkunde des Basler Domkapitels erwähnt. Doch war damals die Gemeinde noch in die beiden Ortsteile Ober- und Nieder-Rothenfluh geteilt, wovon letzteres auch noch eine Kirche besaß, St. Georg, die aber bereits im 13. Jahrhundert der im oberen Dorf befindlichen angeschlossen wurde. Dieses Gotteshaus unter der «roten Fluh», St. Stephan geweiht, muß wie so viele Kirchen im Lande am Ende des Mittelalters eine Erneuerung erfahren haben. Nur wissen wir bisher kaum etwas von diesem Bau, der in der Mitte des vergangenen Jahrhunderts bis auf den Turm abgerissen und neu aufgebaut wurde. Wie wir auf der Zeichnung von Emanuel Büchel sehen, muß das Langhaus sehr schlicht und kaum breiter als der Turm gewesen sein.

Wo die Ergolz die erste Richtung ändert und nun beharrlich gegen Westen strebt, zieht sich das Dorf *Ormalingen* langgestreckt talwärts. Merkwürdigerweise steht die zugehörige Kirche abseits am Schattenhang südlich des Flusses, an einer Stelle, die vielleicht schon in heidnischer Zeit für den Kult von Bedeutung war. Auch hier löste St. Nikolaus eine örtliche Gottheit ab, wie in Oltingen. Ein früh-romanisches Kirchlein, dessen rechteckig geschlossener Chor bei den anfangs 1958 vorgenommenen Grabungen zum Vorschein kam, wurde hundert oder zweihundert Jahre später durch eine

halbbrund vorgesetzte Mauer ostwärts erweitert. Doch auch dieser Abschluß des Gebäudes erlebte bald eine Veränderung, indem auf die halbbrunde Grundmauer ein dreiseitiger Chorabschluß aufgesetzt wurde, der einem frühgotischen Neubau angehörte. Damals, nach 1300, muß auch das Schiff erneuert worden sein; es war breiter als der Chor und wurde im Laufe des 14. Jahrhunderts wie dieser mit Wandbildern ausgeschmückt. Da der Chor viel später, 1740, abgebrochen und in der Breite des Schiffes neu angeführt wurde, ist es begreiflich, daß die Malereien heute nur noch im westlichen Teil des Gebäudes, an der Nordwand des alten Langhauses, zu finden sind. Diese Fresken wurden im Oktober 1907 entdeckt und daraufhin, so gut man es damals verstand, instandgesetzt. Ihr Alter datiert Rudolf Riggerbach in die Jahre 1360 bis 1370, in die Zeit nach dem Erdbeben, da auch die Pfarreirechte in Ormalingen nicht mehr in den Händen der Grafen von Tierstein waren, die auf der nahen Farnsburg residierten, sondern in denen der Deutschritter von Beuggen bei Rheinfeldern. Diese letztern hatten offenbar in der Mitte des 14. Jahrhunderts den Kirchensatz von Buus wie den von Ormalingen geschenkt erhalten und zogen darauf beide Gemeinden in eine zusammen. Wir wissen, daß anfangs 1465 das «gotzhus zuo Busz mitt sampt der cappell zuo Normendingen» vom Leutpriester Johannes Graner besorgt wurde. Genau läßt sich aber das Entstehen dieser Wandbilder nicht datieren. Auch ob Heinrich Rappe von Rheinfeldern ihr Maler war, kann nur vermutet werden. Es sind aber eigentümliche Darstellungen darunter; neben der Schlüsselübergabe des Heilandes an Petrus und dem heiligen Leonhard mit der Kette fesselt uns vor allem das große Bild, auf dem Christus mit dem zur Marter Christi verwendeten Handwerkszeug und Maria als Fürbitterin zu sehen sind. Dem Bild liegt ein um das Jahr 1362 erstmals erschienenen Gedicht des Engländers William Langland zugrunde.

Die Wandmalerei von Ormalingen hat für das Kunstschaffen der damaligen Zeit eine besondere Bedeutung, und es ist daher erfreulich, daß sie im Zusammenhang mit der Restaurierung der gesamten Kirche in einer guten Art der Nachwelt erhalten werden konnte.

Wo die Ergolz in die offene Welt hinausgeht, da liegt *Gelterkinden* in seinem schönen Talkessel, in dem mehrere Bäche zusammenrinnen. Stolz ragt über der Ortschaft die Kirche mit ihrem markanten Turm empor. Sollte dieser so weit als möglich für die in die Kirchgemeinde gehörenden Orte Rickenbach und Tecknau sichtbar sein? Die Höhe des Turmes im Verhältnis zur bescheidenen Größe des ostwärts anschließenden Kirchengebäudes ruft stets allerlei Fragen hervor, die aber nur schwer zu beantworten sind. Sicher ist, daß der Turm und das Langhaus nicht gleichzeitig errichtet wurden, und die Vermutung geht dahin, daß das mächtige Turm-

geviert in seinen unteren Geschossen einem Wehrbau angehört haben könnte, der als Sicherung der westlich darunter liegenden Ortschaft an dieser wichtigen, weithin sichtbaren Stelle entstand. Erst in spätgotischer Zeit wurde dann ein kreuzgewölbter Raum im Erdgeschoß des Turmes eingerichtet, als Zugangshalle zum Kirchenraum, der ostwärts anschloß. Sicheres kann über die ganze Bauentwicklung nicht gegeben werden; vielleicht erfahren wir einmal mehr über die Entstehung des Gotteshauses, wenn dieses die vorgesehene Restaurierung erleben darf und dann auch der Boden, auf dem es steht, nach alten Fundamenten durchforscht wird.

Im Jahre 1245 erscheint in einer Urkunde, welche eine Schenkung von Gütern an das Kloster Schöntal bestätigt, als erster Zeuge «Wernerus plebanus de Gelterchingen», also der Leutpriester von Gelterkinden, so daß damals wohl schon lange Zeit eine Kirche im Dorfe bestand. Der Pfarrer Ulrich, der 1296 hier amte, war zugleich Dekan des Kapitels, die Pfarrei also ziemlich bedeutend. Als frühester Inhaber des Kirchensatzes und des zugehörigen Dinghofes, später «Hennenbühlhof» genannt, könnte der Bischof von Basel gelten. Daher war das Gotteshaus auch der Patronin des Basler Bistums, der Jungfrau Maria, geweiht. Als Lehen muß der Hof mit dem Kirchensatz an die Grafen von Tierstein gegeben worden sein, die anfangs des 14. Jahrhunderts die Farnsburg nahe bei Gelterkinden erbauten, so daß die auf der neuen Feste sitzende Linie des Geschlechts engere Beziehungen zum Gotteshaus in Gelterkinden aufnahm. Am 7. Januar 1399 verkaufte Verena von Tierstein, die Witwe des Grafen Sigmund II., den Hennenbühlhof samt dem Kirchensatz und dem Widum um 300 Gulden an das Deutschordenshaus Beuggen bei Rheinfelden, und bei diesem blieb nun dieses Gut und Recht bis ans Ende des 18. Jahrhunderts. Wem nun die Errichtung des Turmes und des Kirchengebäudes zuzusprechen ist, dem Bischof von Basel, den Grafen von Tierstein oder den Ordensrittern, muß bis zu den durch den Spaten gelieferten neuen Erkenntnissen aus dem Boden offenbleiben. Möglicherweise haben alle Genannten zu ihrer Zeit das dem kirchlichen Leben ihrer Zeit Nötige geleistet.

Im Magdenertal

Am Schluß unserer Wanderung durch das Baselbiet, bei der wir alle in der spätgotischen Zeit neuerrichteten oder erweiterten Gotteshäuser besucht haben, wollen wir noch die drei Kirchen besichtigen, die jenseits der Wasserscheide zwischen Ergolz und Rheinfelder Rhein liegen. Sie sind wohl vom Kantonsgebiet etwas abgeschieden, gehören in Geschichte und

Volkstum aber eng mit den Orten im Ergolztal zusammen. So finden wir jenseits des Farnsbergs das Dorf *Buus*, merkwürdig in einer Talbucht gelegen, wo von allen Seiten Bäche zusammenrinnen. Hier wurde in unbekannter Zeit die Kirche St. Michael gestiftet, vielleicht anstelle eines alemannischen Heiligtums. Trotzdem im Mittelalter zahlreiche Orte der Nachbarschaft bis ins Wegenstetter Tal dazugehörten, muß das Gotteshaus nur klein gewesen sein. Schon im Jahre 1336 ging der Fronhof zu Buus mitsamt dem zugehörigen Kirchensatz von den Grafen von Froburg an das Deutschordenshaus Beuggen über, das vermutlich im Laufe der Zeit anstelle des romanischen Kirchleins ein solches in gotischen Formen errichtet hat. Es sind im Laufe der weiteren Jahrhunderte so manche Umbauten über das Gotteshaus ergangen, daß man von diesen althehrwürdigen Zeugen des Mittelalters nichts mehr zu sehen bekommt; auch ist bisher der Boden unter der Kirche nicht untersucht worden.

Im Pfarrhaus von Buus, das unterhalb des Kirchhügels steht, hat sich vielleicht noch ein Rest jenes Hauses erhalten, das im Anfang des 15. Jahrhunderts durch den damaligen Leutpriester Hans Schultheiß erbaut wurde und das dessen Großneffe Heini Köbi um 50 Gulden an die Deutschordenskommende Beuggen veräußerte. Im 16. Jahrhundert wurde das Gebäude dann erweitert, da dem verheirateten evangelischen Pfarrherrn das kleine Gebäude des früheren katholischen Geistlichen nicht mehr genügte. Doch das geschah bereits in jener neuen Zeit, die wir hier nicht mehr behandeln wollen.

Das Nachbardorf von Buus, *Maisprach*, weiter unten im heimeligen Tal am Fuß des Sonnenbergs gelegen, ist heute mit der Kirchgemeinde Buus verbunden, war aber im Mittelalter selbständig. Seine Kirche, am Westende des Dorfes fast frei gelegen, hat wahrscheinlich wie die meisten Gotteshäuser unserer Landschaft verschiedene Bauetappen durchgemacht, von denen aber in keinen Schriftstücken etwas erwähnt wird. Nur der Boden könnte bei Grabungen Näheres ans Tageslicht bringen. Da die Jungfrau Maria Patronin der Kirche war, muß der Bau schon in ziemlich früher Zeit dem Domstift Basel gehört haben, zusammen mit dem Hof, der vielleicht aus altem fränkischem Königsgut stammte. Aber diese vom Domstift zu Ehren seiner Patronin geweihte Kirche muß eine ältere Vorgängerin gehabt haben. Noch kurz vor der Reformation – im Jahre 1512 – wurde am Gotteshaus, das vermutlich ein gotisches Aussehen besaß, eine Verlängerung um zwei Klafter vorgenommen, wohl gegen Westen (Inscription in der Kirche). Aus den Rechnungsbüchern von Basel erfahren wir, daß die Stadt im Rechnungsjahr 1524/1525 «dem Leutpriester zu Meysprach nach erkantnus eins Rats umb ein vennster» 3 Pfund 15 Schillinge schenkte.

Schade, daß diese farbige Scheibe, die vielleicht den Chor zierte, nicht mehr vorhanden ist!

Das dritte der vom übrigen Baselbiet durch eine hohe Wasserscheide getrennten Dörfer ist *Wintersingen*. Sein baulicher Charakter ist dem der beiden anderen, vorhergenannten, gleich, da sich seine Bevölkerung zu einem guten Teil noch immer mit Weinbau abgibt. Zu oberst im langgestreckten Dorf findet sich auf einem Hügel die Kirche. Ihr heutiger Bestand deutet nicht mehr auf ein hohes Alter. Und doch weiß man aus Urkunden, daß das Gotteshaus schon im Jahre 1196 oder vorher dem Stift St. Leonhard in Basel geschenkt worden ist. 1234 erwarb ein Bürger von Rheinfelden, Konrad von Oeschgen, das Patronatsrecht, das jedoch noch im gleichen Jahrhundert den Grafen von Tierstein gehörte. Aber einer von diesen Herren, Siegmund, schenkte 1313 den Kirchensatz zu Wintersingen freigebig den Deutschordensrittern zu Beuggen. Diesen Herren, die schon in Buus zum Pfarrsatz und zum Unterhalt von Kirche und Pfarrhaus viel zu sagen hatten, waren fortan auch in Wintersingen für diese Gebäude verantwortlich. Über ihre baulichen Arbeiten am kleinen Gotteshaus des Weinbauerdorfes wissen wir so viel wie nichts.

Wir sind mit unserem Rundgang zu den Gotteshäusern zu Ende. Bei vielen haben wir gesehen, daß eine rege Bautätigkeit und der Wunsch, das Innere mit Bildern auszuschnücken, im 15. Jahrhundert vorhanden war und vor allem am Ende der Epoche, in der das Mittelalter ausklang. Vieles wurde mit guten Mitteln und viel Können durchgeführt. Wer die Künstler waren, wissen wir nicht. Sie nannten sich damals nicht so, sondern waren einfache Bauhandwerker, die aber von ihren Lehrmeistern viel übernommen hatten und in ihrem eigenen Leben manches dazu lernten. Es ging ihnen nicht darum, einen großen Namen zu erwerben, sondern sie wollten das, was sie konnten, zu Gottes Ehre und zur eigenen Freude ausüben und sichtbar werden lassen. An persönlichen Nachruhm dachten sie nicht.

Wir können uns nun das Aussehen unseres Baselbiets am Anfang des 16. Jahrhunderts einigermaßen vorstellen. Es ragten damals noch immer zahlreiche und zum Teil gewaltige Burgen auf den Anhöhen empor, Wasser- schlösser bereicherten die Dörfer der weniger bergigen Landschaften. Stattliche und wohlausgeschmückte Kirchen standen in den Orten oder wenig entfernt von ihnen auf Anhöhen an uralten geweihten Stätten. An Klöstern im Lande gab es im Baselbiet nur wenige und keine bedeutenden, das «Rote Haus» bei Muttenz nahe dem Rhein und das Frauenklösterlein Engental in der gleichen Gemeinde, ferner weiter südlich am Zugang zu den Jurabergen das Kloster Schöntal, das in der Waldeinsamkeit des hohen Jura sich verbarg. Am wichtigsten für unser Gebiet war das Kloster Olsberg,

satt an der Grenze des habsburgischen Fricktals gegen das baslerische Gebiet gelegen. Es erfreute sich einer schönen Blüte und überstand auch die Stürme der anbrechenden Neuzeit.

Was im Mittelalter aus Steinen errichtet wurde, das hatte über die Jahrhunderte hinaus Bestand. Viel mehr aber war das Holz Werkmaterial. Wir müssen uns unsere Dörfer und Städte zum allergrößten Teil in Fachwerk, Balken und Brettern erbaut vorstellen. Es gibt noch viele Siedelungen, die aus Holz bestehen – Werdenberg ist ein hölzernes Städtchen auf steinernen Grundmauern – und manches Gehöft im Bernbiet wie im Appenzellerland hat seinen aus dem Mittelalter herkommenden Baustil bewahrt. Aber das meiste Holz hat im Laufe der Zeit ausgewechselt werden müssen. Schlimmer als das Wetter hat oft das Feuer gewütet, und wir lesen in alten Chroniken immer und immer wieder von entsetzlichen Brandkatastrophen, die ganze Dörfer und Städte zerstörten. So muß es von jeher auch in den Dörfern des Baselsbiets gewesen sein. Herdfeuer und Licht wurden ungeschützt gebraucht, und schon war das Unglück da. Erfreulich ist, daß, wenn Leute wegen Feuersbrünsten in Not gerieten, die Nachbarn und Dorfgenossen, aber auch der Staat nach Möglichkeit zu helfen suchten. So lesen wir etwa in der Jahrrechnung Basels von 1523/24: «Item XL lb gebenn Henman Offenburg, so er under die armen Leut zu Meysprach, so verbrunnen sind, geteylt hat». Die Stadt sandte damals 40 Pfund Basler Währung an den Landvogt auf Farnsburg, damit dieser die Brandgeschädigten damit unterstützte. Vermutlich war diese Summe zur Hauptsache für den Wiederaufbau der Wohnungen und Scheunen bestimmt.

So unterlag die Mehrzahl der Bauten stetigem Wandel und erstand neu in frischem Material, ähnlich dem menschlichen Geschlecht, das sich von Generation zu Generation wandelt und doch wieder gleich bleibt. Aber manches blieb doch erhalten. Wir haben gesehen, wieviel auch in unserer engbegrenzten Landschaft aus alter und ältester Zeit bestehen blieb, und dürfen uns darüber freuen, daß so manche Epoche ihre Zeugen hinterlassen hat, die es wert sind, auch weiterhin erhalten zu bleiben. An ihnen mögen wir erkennen, daß auch unsere Vorfahren etwas leisten konnten, was sich sehen lassen darf. Ja – fast scheint es, als brächte unsere Zeit mit ihren technischen Möglichkeiten nicht das zustande, was menschlicher Geist und Wille vor Jahrhunderten zu schaffen verstanden. Wenn wir dies einsehen, werden wir gern bescheidener.